

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925**

23.8.1925 (No. 34)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 34



23. Aug. 1925

Ernst Harms / Friedrich Nietzsche und Goethe.

In Memoriam der 25. Wiederkehr von Nietzsches Todestag.

Die Hellenen sind die Künstler des Lebens, sie haben die Götter, um leben zu können, nicht um sich dem Leben zu entfremden. Wichtig der Idealismus der Lebenden zum Leben: Ein Kreuz mit Rosen, wie Goethe in den „Geheimnissen“ Nietzsche.

Es gibt kaum eine bessere Charakterisierung deutscher Schaffensart, als diejenige, die Hermann Grimm in seiner Schrift über Albrecht Dürer gegeben hat: „Deutschlands Männer sind niemals groß gewesen durch das allein, was sie leisteten im engeren Sinne. Raphael war ein Maler, Corneille ein Dichter, Shakespeare ein Dichter: Goethe und Dürer waren Menschen. Ihre Größe liegt nicht in dem hauptsächlich, was sie schufen, sondern darin, wie sie schufen. Nur ein vollkommenes Werk hinterließen sie: sich selbst.“

Es ist ein oft behandeltes, aber wohl nie ganz befriedigend zu lösendes Problem der Geistesgeschichte, warum in dieser wie keine andere auf Ausgestaltung der Individualität drängenden und deshalb auch eigenwilligen Geisteskultur eine fortlaufende Reihe als ihre bedeutendsten und vor allem befruchtendste sich ausweisenden Persönlichkeiten, nicht aus ihr selbst, und da sie mythologisch-epische Sprache bedürfen, aus der nicht etwa armen altgermanischen, sondern aus einer dieser nordischen Wesensart ganz fremden und heute völlig abgestorbenen Volks-Mythologie die Deutung für ihre intimsten und im Zeitgeschehen neuesten Erlebnisse zu gewinnen versuchten: Warum haben die bedeutendsten deutschen Geister sowohl der Frühepochen wie mit Goethe der Klassik und selbst bis in die neueste Zeit hinein etwa ein Nietzsche sich der griechischen Mythologie bedient, wo es galt, für ihr Eigentliches eine lebendige Prägung zu gewinnen?

Nicht ist hierfür, wie vielfach versucht, damit eine zureichende Antwort gegeben, daß unsere Bildung in ihrem Großteile von daher stamme. Dagegen spricht für Goethe allein schon das ganz kongrete Wirklichkeitserlebnis, das er von der Antike-Welt gehabt: er sah „die Alten in ihrem Schaffen wie die Natur selbst verfahren, in ihm alles Willkürliche, Eingebildete zusammenfallen, Notwendigkeit, Gott“. Und eine gültige Antwort auf diese Frage will weder seine eigene Deutung, daß er von jung auf eine große Sehnsucht nach der Welt der Antike gehabt habe, erscheinen, noch auch, daß Schiller ihn in jenem denkwürdigen ersten Briefe „als griechischen Geist“ bezeichnet, der „in die nordische Schöpfung geworfen, nun notwendig habe von innen heraus und auf rationalem Wege sich ein Griechenland zu gebären“. Und auch für Nietzsche kann seine Selbsterklärung, daß ihn der „Philologe“ und „Mensch der Worte“ veranlaßt habe „wenn auch nicht ohne einige Freiheit „seine Wertung des Lebens als dionysische vom Griechentum her zu nehmen, nicht eine befriedigende sein, da nach vielfacher Umschmelzung und Verwandlung er doch wieder am Lebensende im Ecce Homo das Sapidarwort hinschreibt: „Hat man mich verstanden? Dionysos gegen den Gekreuzigten!“ — Demjenigen aber, den intimeres geistesgeschichtliches

Studium dazu führt, in dieser Hinsicht das Verbleibende eines Goethe und Nietzsche zu durchschauen, dem wird klar, wie die dieses Problem betreffenden Fragen der Ausdruckssuche für den im Inneren unserer Größten aufsteigenden Gestaltungswillen, der immer erneut sie zum Griechentum hindrängt, eines der entscheidendsten innerhalb deren wie der ganzen deutschgeistigen Entwicklung bedeutet. Wird es nicht in einem Augenblicke, wie völlig wohl nie, gelingen, diesem Problem eine endgültige Lösung zu finden, so stellt die Einsicht in seine Bedeutung jedoch gegenüber seinem ständig im Zeitgeiste sich Weltendmachenden Aufgabe, durch Einblicke und Klärungen zu seiner Aufhellung Beiträge zu gewinnen.

Weltanschauungen wie die Goethes und Nietzsches zeigen wesentliche gemeinsame Grundzüge, die aus einer inneren Verwandtschaft wie notwendig zu einer Weiterfassung wie die griechische hindrängen. Es ist vor allem die Betonung des besonders kraftvollen, der Stärke in ihrem ganzen geistigen Bestreben, das durch sie oder andere hervorgehoben wird. Schiller ist es, der Goethe mit Bewunderung von der Schwere des Weges seiner Weltanschauungssuche spricht, „vor welcher jede schwächere Kraft sich wohl hüten“ müsse und der alte Voigt schließt sich diesem Urteil für die goethische Naturwissenschaft an. Von Nietzsche aber, den früh schon das Problem des Pessimismus und der Tragik aus Stärke bewegt und der sich später immer wieder nur solche Leser wünscht, die die starke Höhen- und Eiseluft seiner Schriften ertragen, braucht dieses nicht weiter argumentiert zu werden. Was aber Goethe am klarsten als sein Umwelt-Erlebnis in jenem Fragmente der ersten Weimarer Zeit „Natur“ auspricht: „wir sind von ihr umgeben und umschlungen. Umgeben und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf, bis wir ermüdet ihrem Name entfallen... alles ist ihre Schuld, alles ihr Verdienst“, klingt als gleiches wieder, wenn Nietzsche von seinem Künstlergott redet, „der im Dauen wie Zerfüren, im Guten wie im Schlimmen, seiner gleichen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will, der sich Welten schaffend, von der Not der Fülle und Ueberfülle vom Leiden, der in ihm gedrängten Gesetze liebt: „Es ist dasselbe sich völlig in die Umwelt Einverwobenfühlen und doch ein objektives Verhältnis zu ihr gewinnen wollen, sei sie als Natur oder als Gott angesprochen, nichts anderes als gegenüber einer physikalischen Naturkraft. Und aus diesem bewußten Stärke-Erlebnis ergibt sich ein nicht etwa passives, negatives und fatalistisches Verhältnis zu dem Göttlichen selbst als eine weitere Gemeinsamkeit: Goethe, der das „Frommsein“ nicht etwa nicht kennt, als Kind vielmehr schon dem „großen unbefangenen Gotte“ aber aus naturwissenschaftlichen Instrumenten einen Altar erbaut, scheidet sich später streng von jeder Dogmenreligiosität in seiner Auseinandersetzung mit Fa-cobi, gegen dessen These „die Natur verberge Gott“ sein „Natur hat weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male“ und

die unmittelbare Antwort „Ihr haltet aufs Glauben an Gott, ich aufs Schauen“ steht. Es ist ein schauendes, erkennendes Verhältnis, das er für sich auch gegenüber dem Göttlichen verlangt und das weiterhin veranlaßt hat, daß er zum Christentum, so wie es ihm als Dogmenreligion entgegentrat, keine innere Beziehung fand. Denn auch gegen die heute wieder häufigeren „Katholisch-Machung“ des Faust-Schlusses ist immer wieder seine eigene Ablehnung dieser Ausdeutung zu stellen: „Ich hätte bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Wagen verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte“. Goethe hat also ein ganz konkretes, eigenes, eben schauendes (man möge sich darunter denken was man will) Verhältnis zu diesen „übersinnlichen“ Vorgängen gehabt, die, um sie in das Bereich seines künstlerischen Schaffens einzubeziehen, er sich der Figuren und Vorstellungen des kirchlichen Dogmas bediente, im ähulichen Sinne, wie er die Gestalten der antiken Mythologien verwendet hat. Nietzsche aber ist aus der gleichen „antidogmatischen“ Einstellung und unter den ihn bestimmenden besonderen Verhältnissen zu jenem intensiven Gegner des Christentums geworden, so wie es als Dogmenreligion ihm gegenüber stand. Er sah in ihm eine auf orientalischen Furcht-Gottes-Vorstellungen beruhende Religion der Schwachen, die deshalb eine intellektuelle unwirkliche Moral benötigte und im Gefolge habe, gegen die übrigens Goethe gerade in seiner Antwort an Förster über den Faust-Schluss sich gleichfalls gewandt hat. Nietzsche stellte gegen jenen „christlichen Moralismus“ sein „überkritisches“, sich frei aus eigener Kraft sich selbstentwickelndes, durch Steigerung der natürlichen, menschlichen Kräfte, eben dann sittliches, Uebermenschentum, als pädagogische Forderung, wie Goethe es pädagogische Aufgabe für sein Schaffen war, daß durch seine Schriften „eine gewisse innere Freiheit zu gewinnen“ sei. Denselben „unbekannten Gott“ aber, vor dem der Knabe Goethe kniet, den der Jüngling als Prometheus besinnt, glaubt Nietzsche gut zu tun, Dionysos zu heißen.

\* \* \*

In ihrem eigentlichen Verhältnis zum Griechentum aber hat es Goethe wie Nietzsche fern gelegen, Antike als solche wieder heraufzurufen oder auch nur deren Mythologie von neuem einsehen zu wollen. Nietzsche hat dies deutlich in jener Stelle über das Gegenalexanderium in der „unzeitgemäßen Betrachtung“ über Richard Wagner ausgesprochen: es komme nicht mehr darauf an, den (symbolischen) gordischen Knoten der Kultur noch einmal zu lösen, der sei in der Verkümmung, in der der Geist der hellenischen Kultur auf unserer Gegenwart liege, hinreichend gelöst. Es komme heute vielmehr darauf an, denselben, nachdem er gelöst sei, von neuem zu binden. Neue, aber „Gegenalexander“ sollten die mannigfachen und entferntesten Punkte des Wissens, die entlegensten Weltteile der Begabung zusammenbringen, um das ganze ungeheuer ausgespannte Gefilde zu durchlaufen und zu beherrschen. Nur den Geist der griechischen Kultur, die griechische Welteshaltung ist es also, die wieder aufzurufen Nietzsche vorgeschwebt hat. Wer von hier aus einmal versucht, das zu durchdringen und zu verstehen, was Goethe in seinen nicht über Fragmente hinausgediehenen wissenschaftlichen Versuchen als Gesamtes vorgeschwebt hat, was den mit viel größerer wissenschaftlicher Vorbildung versehenen Novalis zu dem Aufrufe begeisterte „Goethes Wissenschaftslehre mein Projekt“, und von dem dieser selber aber gesagt hat, daß ein „zerstreutes Leben dazu nicht hinreichen könne“ es auszuführen, wird hier die erste und nie wieder so großzügig gemachte Anlage einer solchen „gegenalexandrinischen“ Wissenschaftslehre gemacht finden.

Fragen und Probleme, die mythologische Vorstellungsart betreffen, lassen sich nicht intertextuell beweisend oder definierend

aussprechen. Man vermag hier nur mit der Methode der Vergleichung vorzudringen. Das Verhältnis, das Goethe zu den Gestalten der griechischen Mythologie gehabt hat, läßt sich am besten mit einem Blick auf den Sternhimmel vergleichen, an dem man Figuren und Bilder mit Namen bezeichnet, die mit dem zu Bezeichnenden eine gewisse innere Verwandtschaft haben. Goethe fand, daß sein Blick für Leben und Natur ein dem der Alten entsprechender sei; so nahm er, soweit er sich nicht befähigt fühlte, in eigener Ausdrucksform das Geschaute zu benennen, die Begriffe hierfür aus dem Vorrat der antiken mythologischen Vorstellungswelt. Doch hat sein Verhältnis zu dieser Mythologie noch eine Besonderheit, die es zu einem charakteristisch goethischen macht. Es ist im Grunde nur eine beschreibende Gegenüberstellung, wie man über die Dinge der äußeren Welt zu berichten pflegt, in der er nötig zu haben glaubt, poetische Anleihen aus dem Mythenschatz Griechenlands aufzunehmen. Ja selbst da, wo, wie in der späten „Pandora“ er intimere seelische Vorgänge gestaltet, projiziert er sie gleichsam nach außen, entpersönlicht sie in einer Weise, die er selbst als „ineinandergefällt“ bezeichnet hat, um sie wie einen Vorgang im Felde der Außenwelt sich gegenüberstellen zu können. Die Sphäre, für die Nietzsche die Begriffe der neuzeitlichen Vorstellungswelt mangelt, so daß er sich genötigt sieht, solche der Antike zu nehmen, bedeutet gegenüber der Goethes eine tiefere Schicht. Nur für innere unmittelbar persönliche Beziehungen und Tätigkeiten, die Goethe, wo er sie zu schildern nötig hat, nach außen stellt, vermeint Nietzsche mangels anderer griechische Mythos-Vorstellungen anwenden zu sollen. So ist es bezeichnend, daß er nicht wie Goethe die ganze kosmische Mythologie übernimmt, sondern vorzüglich die beiden „intimsten“, die beiden Mythen-Gottheiten Apollo und an allererster Stelle Dionysos, den eleusinischen Lehrer und Repräsentant des menschlichen „Ich“ sich auswählt. Ja die goethische Art der Uebernahme hat er als eine nicht mehr nötige und für sein Schaffen am Jahrhundertende unangängige empfunden. Er war der Ueberzeugung, daß an die Stelle jener äußeren Beschreibung, wo Goethe noch mythologische Vorstellungen setzen zu müssen glaubt, er schon solche aus neuzeitlicher Geistesgestaltung erbilden könne, so daß die Ausdrucksweise desjenigen, der von den Modernen am meisten auf Hellenisierung drängt, einen Fortschritt in Richtung der Verminderung der Abhängigkeit des neuzeitlichen Geistes von den Vorstellungsmitteln der Antike bedeutet. Das geht neben seiner Kritik an Goethes Faust vor allem daraus hervor, daß es ihm wichtig ist, bei Goethe auf Stellen zu verweisen, wo dieser eigene, neue Sprach-, Gedanken- und Bildformen gefunden hat, die in ihrem Werte denen der Antike entsprechen und sie ersetzen. In jenem Fragment gebliebenen Gedichte „Die Geheimnisse“, das der engere Freundeskreis um Goethe als seine tiefste Schöpfung angesehen hat und von der er selbst auslieferte, daß er sich später nie wieder stark genug gefühlt habe, sie zu vollenden, ist das einer frühen deutschen Geistesrichtung entsprungene Symbol des Kreuzes, aus dem Rosen ausblühen für ein aktives, positiv-lebensvolles Verhältnis zu den christlichen Gottesereignissen selbstschöpferisch angewendet, so daß es in dieser Dichtung ein volles, selbständiges Eigendasein gewinnt. In der in diesem Symbole zum Ausdruck kommenden Geisteshaltung, mit der er selbst, wie bisher gar nicht beachtet, manches Bild vor allem im Parathustra gemeinsam hat, wenn er sie nicht gar bewußt als deutschen Geistesströmungen entlehnt hat, sah Nietzsche die von ihm erstrebte neuzeitlich-hellenische sich erbilden, die er selbst suchte, an Stelle der Antiken setzen zu können. . . . Dem in diesem Sinne strebenden Zeitbewußtsein aber muß sich Nietzsche selber gegenüber die Frage stellen: Auf welchen Namen wäre sein Gott Dionysos zu taufen und wie hätte er ihn selber neuzeitlich benannt, wenn er hinter jenem Schleier von Saïs, hinter dem sein Bewußtsein am Abende seines Lebens verschwand, noch einmal und mit der Lösung des Rätsels hervorgetreten wäre. . . .

## Christian Schmitt / Im Dom zu Speyer.

Schon hüllt in graue Schleier  
Der Abend Stadt und Strom.  
Vom Rhein im alten Speyer  
Schreit ich zum stillen Dom.  
Die Dämmer Schatten fallen  
Ein in den hohen Raum.  
Durch die geweihten Hallen,  
Wagt fort der Fuß sich kaum.

Ein tiefer Zauber waltet  
Hier und belebt den Blick.  
Nur vor dem Geist entfaltet  
Sich eines Volks Geschick.  
Nicht müde Kaiser besagen  
Die Steine, d'rauf ich keh'.  
Auf steigt aus ihren Särgen  
Des Reiches Schmach und Weh.

Bunt zieh'n an mir vorüber  
Die Bilder and'rer Zeit.  
Gleich einem Fluch liegt drüber  
Der böie Brüderstreit.

Mich faßt geheim ein Schauer,  
Der läßt nach kurzer Frist  
Nun denken mich mit Trauer  
An unsrer Tage Zwist.

Wir waren stets die Gleichen  
Im weiten deutschen Land.  
Wann werden wir uns reichen  
Für Not und Tod die Hand?  
Wann sind, statt zu zerplittern  
Den Willen, wir in Kraft  
Ein Heer von freien Rittern,  
Das stolz sein Recht sich schafft? —

Dorch, über mir die Glocken  
Erwachen aus der Ruh!  
Wie tröstliches Frohlocken  
Schallt ihr Geläut mir zu.  
Ihr Schläfer mir zu Frühen,  
Rein, wir verzagen nicht!  
Wir werden doch einst arühen  
Das voll erkämpfte Licht.

## Karl Frank / Die Dienststunden. (Erzählung)

I.

Seit über einer Stunde stapfte der Dobelbauer mit seinen schweren Bauernstiefeln auf dem rot und gelb geplättelten Gang des Finanzamts herum und störte die Ruhe des Hauses. Die Turmuhr einer nahen Kirche flüppelte gemütlich neun Uhr, und immer noch blieb die Tür des Vorstehers verschlossen. Zum so und sovielten Male drückte der Bauer auf die Klinge und schüttelte geduldig den Kopf. Da fiel sein Blick auf ein Täfelchen über der Tür, das er bisher immer übersehen hatte, und er las mit einiger Mühe die Worte:

„Sprechstunden von 9–11 Uhr.“

Gut, dachte er, da kann's ja jetzt nimmer lang gehen. — Und weil er nun doch schon mal ins Lesen gekommen war, machte er sich zum Zeitvertreib daran, alle andern Aufschriften — und an solchen war kein Mangel — der Reihe nach abzulesen. „Rauchverbot“, „Hundeverbot“, „Nicht auf den Boden spucken“, „Türe schließen“, „Verbotener Eingang“. So lauteten die großen Täfelchen. Dann stand er lange wie ein ratloser Wanderer vor einem großen, und auch für gewandtere Leser kaum verständlichen „Beweißer“, der staubiger als der staubigste Wanderer aussah. Endlich kam er an die kleineren Täfelchen an den einzelnen Türen. „Sprechstunden von 9–11 Uhr und nachmittags von 3–5 Uhr außer Mittwoch und Samstag“. Dann ließ er auf ein Täfelchen: „Heute keine Sprechstunde. Nur Vorgeladene haben Zutritt.“ Er las das alles mit einer gewissen stänenden Achtung. Es ist grad, wie wenn man beim Doktor ist, der hat auch seine Sprechstunden, dachte er. Aber der hat auch noch ein Wartezimmer, fuhr er in Gedanken fort.

Er war so in seine Betrachtungen vertieft, daß er gar nicht bemerkte, daß ein Herr in Hauschuhen die Treppe vom zweiten Stockwerk herabgestiegen kam und hinter ihm vorbeiging. Erst als er einen Schlüssel an der Vorhandstüre klappern hörte, wurde er aufmerksam und trat hinzu. Fast gleichzeitig mit dem Beamten schob er sich ins Zimmer und erst drinnen nahm er seinen steifen, runden schwarzen Filzhut ab und sagte breit und fast behaglich: „Tag, Herr Oberfinanzrat.“

Der Herr Vorsteher des Finanzamts Großwaldberg machte auf diese Begrüßung hin zunächst kein allzufreundliches Gesicht. Das hatte aber mehrfache Gründe. Erstens machte sich sein altes, nervöses Magenleiden heute wieder recht unangenehm bemerkbar, und zweitens wußte er zum voraus, daß der Dobelbauer nichts Erfreuliches bringen werde und drittens hatte er soeben wieder eine ziemlich unerquickliche Auseinandersetzung mit seiner Frau Gemahlin gehabt, die wieder einmal ganz dringend hatte wissen wollen, wie lange er denn eigentlich noch in diesem kultur- und verkehrsjernen Wald- und Bergneß bleiben wolle, oder ob sie ihr ganzes Leben hier vertrauern müsse unter den ewigen Tannen und bei solch ungehebeltem Volk. Sie war ein etwas verärgertes Geschöpf, und ihre ganz aus Neidbetriebe eingestellte, angeblich äußerst artbesessene Natur empfand jeden echten, natürlichen Lebenslang als grenztlichen Mißton. Parteilichkeit war sie allerdings nur angeblich, denn wenn es sich um die Erreichung ihrer Ziele und Zwecke handelte, konnte sie gegen andere recht dorb und rücksichtslos sein. Nachdem ihre langjährigen Bemühungen, einen Mann zu bekommen, endlich Erfolg gehabt hatten, machte sie auch schon die Entdeckung, daß sie viel zu fein und gut für diesen Mann sei, und sich nie glücklich an seiner Seite fühlen könne. So hatte sie sich in ihre „Kunst“ geflüchtet, doch gab es nur wenig Menschen, die ihre, sagen wir einmal „hochgeschätzten“ Gedichte richtig zu würdigen wußten.

Hier in Großwaldberg kam sie sich vollends wie eine Prinzessin in der Verbannung vor, und ihre Klagen über ihre „verlorene Jugend“, die übrigens schon längst über alle Berge war, als die Gloden zu ihrer Hochzeit luden, fanden kein Ende.

Kein Wunder, daß ihr Mann magentrunk und häutig nicht gut aufgelegt war. Trost gab ihm die Arbeit und die Pflichterfüllung. Er galt als ein äußerst pünktlicher, zuverlässiger und tüchtiger Beamter und längst hätte er einen hervorragenderen Posten in der Hauptstadt haben können, wenn die Rücksicht auf seine Gesundheit es nicht anders verlangt hätte. Er war zudem von sehr einfacher Herkunft, ein Umstand, den ihm seine Frau nie ganz verziehen hatte, und deshalb fühlte er sich wohl im Verkehr mit dem einfachen Volk und empfand keine allzugroße Sehnsucht nach der feinen Gesellschaft der Hauptstadt.

Der Herr Finanzamtsvorsteher war gewiß keine Künstlernatur, sondern im Gegenteil ein sehr nüchterner Mann, aber doch dachte er, während der Dobelbauer Stod und Regendach gemächlich beiseite stellte und sich umständlich setzte, unwillkürlich: „Was der Mann für einen feinen Kopf hat! Er könnte wahrhaftig ein Fürst sein, so vornehm und würdig sieht er aus mit seinem scharfgeschnittenen Gesicht, seinem hohen weißen Vatermörderfragen und dem langen, rotgefärbten Trachtenrod.“

„Nun, was gibt's also wieder“, fragte nun der Regierungsrat. „Herr Oberfinanzrat“, begann der Dobelbauer, indem er sich halb verlegen räusperte: „Sie wissen, ich kumm nit so gern uff Finanzamt.“

„Om, hm“, machte der Regierungsrat.

„Sie wissen no, daß Sie mi vor drei Johr ungerechterweis a'kroft hond, also ich kumm a'wiss nit zum Bergneße doher — aber kurzum: Mit unserm Accisor ka's nimmer so furigau.“

„Was hat's denn wieder gegeben?“ forschte der Beamte.

„Was es gea hat? — Me mag kumme, wenn m'r will, so ich der Accisor nit behoam. Und des ka nimmer so wilerkau. Gestern bin ich um zwölf a'mittag hinkumme, um ein Brennschein für zum Schnapsbrenne a'hole, und do heit's: Er sich nit do, er kummt erscht a'Dobed wieder. Do bin i uf Wilsberg zum Stürusseher und ha's dort mache lau, und ha denn müesse a'Nacht um zehni den Weg in Dobel hideri mach bi de stodunkle Nacht. Und wa des für en elende Weg isch, wo mer's Lebes am Tag nit sicher isch! Und das kon andre Weg goht, do isch niemand andersch als der Accisor schuld. Er isch jellmol Bürgermeister a'fi und hat's verhindert, daß en neue Weg a'macht worre isch. Und des isch heut no nit recht, wie soller Prozeß usgange isch.“

„Nun“, fiel der Vorsteher in kühl dämpfendem Tone ein, „dieser Fall ist ja längst erledigt und gehört nicht mehr hierher. Wir wollen doch bei der Sache bleiben. Sie beschwerten sich also, weil Sie auf der Steuererhebung den Steuererheber oder den Accisor, wie Sie ihn von altersher noch nennen, nicht angetroffen haben. Nun das kann auf dem Land freilich einmal vorkommen, denn der Steuererhebendienst ist doch schließlich nur ein Nebenamt mit einer sehr geringen Bezahlung. Man sollte nicht alles gleich auf die Spitze treiben. Was soll nun eigentlich geschehen?“

„Was a'schich soll?“ rief der Dobelbauer ungewöhnlich lebhaft aus, weil es ihn ärgerte, daß der Vorsteher so kühl blieb. Zu gleicher Zeit war ihm auch eine Lösung eingefallen, die ihm äußerst verlockend schien. „Was a'schich soll?“, wiederholte er nachmals und fuhr dann kampffroh fort: „Des will ich Ihne jeh gli sage, wenn Sie's nit selber wissen, Herr Oberfinanzrat. Dienststunde müesst her, genau wie's bei Ihne do hauß überall stoch uf denen Täfel. Anders goht's nimmer und nit firtig.“

„Also bestimmte Dienststunden schlagen Sie vor“, bestätigte der Vorsteher bedächtig das Gehörte und räusperte sich voll Bedenken.

„Die Sache ist nicht so einfach, wie Sie vielleicht denken. Man müste die Dienststunden doch für alle allgemein einführen, und das kann man den Leuten draußen doch fast wieder nicht zumuten. — Und Dienststunden für Sie allein, das geht doch auch wieder nicht. Sie sind aber tatsächlich der Einzige, bei dem es bis jetzt Anstände in dieser Richtung gegeben hat.“

„Allgemein oder für mich allein, das ist mir ganz gleich, aber ich muß wissen, wann ich ankommen kann. Ich mach's nit wie die andere, daß ich am Sonntag in „d'Krone“ gang und dort die Steuererschäfte abmach. So machet's nämlich die andere und deshalb ait's bei dene toni Anstand“, packte der Dobelbauer aus.

„So, so“, nickte der Vorsteher. „Die Sache muß jedenfalls genau überlegt werden, Herr Dold. Einweilen will ich Ihre Beschwerde einmal zu Protokoll nehmen. Das Weitere wird Ihnen dann zugehen.“

Er rief einen Schreiber aus der Kanzlei, dem er nun die ganze Beschwerde des Steuerpflichtigen Franz Kaver Dold, genannt Dobelbauer, in schönem Amtssdeutsch überreichte, zum Nachschreiben vorsprach.

Der Dobelbauer selber brauchte dabei garnichts zu tun, als zuzuhören. Aber er hatte merkwürdigerweise hier so viel Vertrauen, daß er sich auch diese Arbeit sparte. „S'wurd scho recht si, was sie schribet“, dachte er und freute sich, daß die Tintenschleier feinetwegen wieder einmal ein bißchen Arbeit bekommen hatten. Sein Einfall wegen der Dienststunden gefiel ihm ausnehmend gut. Das würde einen Wortspruch geben, wenn der großartige Accisor und abgedankte Bürgermeister feinetwegen nach der Uhr hinsitzen und warten müste, bis es ihm, dem Dobelbauer, vielleicht in letzter Minute, essel, zu kommen. Feinetwegen allein müste er hinsitzen, das müste ihn noch viel mehr ärgern, als wenn die Stunden für alle gleich wären. Wie wollte er ihn warten lassen! Und eh' er dann das Geld hinzählte, wollte er jedesmal die Sachuhr herausziehen und nachsehen, ob die Zeit auch stümme. So wollte er den Accisor drantriegen.

Als die Niederschrift seiner Beschwerde fertig war, mußte der Schreiber das Ganze vorlesen. Hierauf forderte der Vorsteher den Beschwerdeführer auf, seinen Namen darunter zu setzen. Schon hatte der Dobelbauer die Feder angefaßt zum schweren Werk des Unterschreibens, da hielt er noch einmal inne und sagte bestimmt: „Es wär aber doch besser, die Dienststunde tätet nur für mich gelten und nit auch für die andern. S' hat sie jo junscht keiner beschwert.“

„Nun, das wollen wir noch sehen“, wehrte der Vorsteher ab, und wohl oder übel mußte der Bauer nun unterschreiben. Sodann klemmte er seinen alten Hagebuchenstod und sein judsig-grünes, dickbauchiges Regendach wieder unter den Arm und verabschiedete sich, indem er mit der treuherzigsten Miene von der Welt dem Herrn „Oberfinanzrat“ die Hand reichte.

Der machte jetzt ein viel freundlicheres Gesicht als am Anfang, denn inzwischen war sein Magenweh völlig vergangen. Nicht umsonst pries er immer den Dienst als bestes Heilmittel gegen alle Schmerzen und Ädte.

Der Dobelbauer aber ging nun in das zwischen dunklen Tannenbergen eingezwängte Städtchen hinunter, denn er hatte dort noch mancherlei zu erledigen. Zuerst trat er beim Kaufmann Marx Bernheimer hinter dem Rathaus in den Laden. Hier roch es bitterfühl nach Leder und Fellen und Häuten; Schuhe aller Art rasteten in den Gestellen, und große, bräunliche Lederrollen standen wie dicke Säulen in den Ecken.

Aber nicht um Schuhe und Leder zu kaufen war der Döbelbauer hier eingetreten. Er schritt alsbald durch den Laden in ein kleines Hinterzimmer, wo der Marx Bernheimer auch noch andere Geschäfte abzumachen pflegte. Der Marx Bernheimer war ein Kaufmann für alles. Er kaufte Hasenfelle so gut wie ganze Wälder; Hühner und Geißen, so gut wie Ochsen, Pferde und ganze Bauernhöfe. Und wenn einer mal in Not war und gerade kein Geld hatte, brauchte er nur zum Marx zu kommen und ein Papier zu unterschreiben, und der große Kassenschrank tat sich auf, wo all die vielen Hasenfelle und Hühner und Geiße und Pferde und Kälber und Ochsen und Felder und Wälder und ganze Bauerngüter wieder zum Vorschein kamen, in Gestalt von Goldmünzen und Silberrosen und zahlenbedruckten Papiercheinen.

„Ach, der Döbelbauer!“ begrüßte der kleine Marx Bernheimer erfreut seinen Kunden und streckte ihm die fette, weiche Hand entgegen. „Was steht zu Diensten, Döbelbauer? Womit kann ich dienen? Gib's was zu kaufen?“

„Min Ziesler will i zahle,“ antwortete der Döbelbauer und frante ein Papier aus seiner Rocktasche.

„Ach, das hält ja noch gut vier Wochen Zeit gehabt,“ wehrte Bernheimer ab. „Aber der Döbelbauer ist immer der Pünktlichste, auf den Döbelbauer kann man sich verlassen, der Döbelbauer vergißt nix und bleibt nix schuldig,“ lobte er und schlug sein großes Geschäftsbuch auf. Der Döbelbauer zählte Geld hin und bekam unter vielen Worten eine Quittung, ausgehändigt, worauf er sich ziemlich rasch wieder verabschiedete, um den Sprüchen des allzu redseligen Geschäftsmannes ein Ende zu machen. Nachdem er noch einige kleine Einkäufe besorgt hatte, trank er im Gasthaus zum „Hirschen“ ein Viertel Rotwein und aß dazu von seinem mitgebrachten Speck und Brot.

Dermaßen gehärtet, trat der Bauer am Nachmittag den Heimweg an. Allzuella hatte er es nicht, denn der Tag war nun doch einmal „hin“ und alle Tage kommt man schließlich auch nicht in die Stadt.

Schon strich der Abend wie eine schwarze Kabe die Wälder entlang, als der Döbelbauer in seinem weitläufigen Heimatdorf anlangte und im „Adler“ einkehrte, von wo man immer noch etwa eineinhalb Stunden bis hinunter in den Döbel hat.

Der Adlerwirt war auch kein Freund des Accisors und hörte es immer fern, wenn gegen diesen etwas ging. So legte denn der Döbelbauer, den die verschiedenen Viertel lebhafter zu machen begannen, wieder einmal ordentlich gegen den Accisor los. Er habe den Accisdienst wohl die längste Zeit gehabt, denn jetzt werde man ihm in Großwaldberg ganz anders auf die Finger sehen. Und es werde schon noch alles einmal herauskommen, das mit der Weggeschichte und auch wie er ihn um seinen schönsten Acker gebracht habe. Das alles müsse noch einmal „auf's Tapet“ kommen.

Da scholl aus dem Winkel beim Ofen ein unbändiges Lachen und der Geiß-Hannele, den der Döbelbauer in der Dämmerung gar nicht bemerkt hatte, und der wie schlafend, den Kopf auf dem Arm dagesessen hatte, wandte sein leichtsinziges Eulenspiegelgesicht dem Bauer zu.

„Ich sag's ja schon lang“, spottete er, „d'Steuereinnemerei kummt no in mi Gütte. Me sa sie de Bure nimme so (lassen), wil sie z'liederlich sind bezue und enand doch so Rue lond. No goht's aber de Bure nit guet, sell sag ich. Do wird streng uspaßt und am erste, do wird en Strich g'macht, und wer nit zahlt hat, der wird g'stroft. Mit wie jetzt, wo jeder kumme ka, wenn er will.“

„Jo“, nach jetzt der Döbelbauer dazegen, „s Exami häsch jo scho vor drei Johr b'stande, wo sie di l'a'sperret hond, wil de Reviser g'spielt und in Schwarzenberg dribe Papiergeld b'schlag-nahmt häsch. Gel? Wie lang bisch im Käfia g'esse?“

„D'Welt verstoht bloß kon Spas meh“, wehrte sich der Geiß-Hannele, „nunst hält' ich en Orde kriegt für sell Stück. Ich ka jo nit dafür, daß d'Lit so dumm sind. — Ihr wisset au nit, wo Ihr no hinkummet mit eure Strittlereie.“

„Halt's Mul, Hannele“, gebot jetzt aroh der Döbelbauer, dem der Spas zu weit gina.

„s kummet vielleicht au no Btte, wo d'Bure unne sind und d'Hannele obe, no schwäze mer witer und no sag denn vielleicht ich: „Halt's Mul“, erollte der Hannele.“

Als der Adlerwirt lekt umständlich die Hängelampe anzündete, zahlte der Geiß-Hannele seine Schoppen, setzte seinen Hut mit der langen Feder auf und machte sich aus dem Staube. In Hause in seiner ärmlichen Waldhütte, die früher einmal einem Köhler gehört hatte, begrüßte er seine Frau, um sie von der sicher in Aussicht stehenden Strafpredigt abzulenken, mit der Ankündigung, er werde jetzt Accisor. „Das wird sein, Christine, dann brauch ich nimmer den ganzen Tag in den Wald, wo man so viel Durst kriegt. Dann sitz ich immer bei dir in der Stube und brauch nichts zu tun den ganzen lieben langen Tag als zu warten, daß die Leut Geld bringen.“

„Jo, daß es versufe könnt's“, spottete die Frau, die ihren Hans Kasper und seine Kaseleien schon kannte und doch einen Augenblick lang der Vorstellung nachging, wie es wohl sein würde, wenn sie Frau Steuerheber wäre. Darüber ging ihr aber der ganze Ernst ihrer vorbereiteten Strafpredigt verloren, und somit hatte der Hannele seinen Zweck wieder einmal vollständig erreicht.

\* \* \*

Tähe Finsternis lag auf Wald und Wegen, als der Döbelbauer endlich den Heimweg nach seiner wildeinamen Behausung antrat. Man mußte den Weg schon so oft gegangen sein wie der Döbelbauer, um in solcher Dunkelheit damit zurechtzukommen und nicht zu verunglücken. Nur die großen Steinbroden, die herumlagen, gaben einen unbedeutlichen Schimmer von Weg, und das grollende Gurgeln und Schnauben des Döbelbaches in der Schlucht unten lief als warnender Begleiter nebenher.

Wenn der Döbelbauer dieses drohende und schwermütige Nachtlied vernahm, dann stieg ihm aller Groll aus dem Herzen heraus, und schaffte sich Luft. Und obwohl er glaubte, heute seinen Zweck erreicht zu haben, hatte sich doch eine Menge Unmut in ihm angesammelt, der sich jetzt zu Worte meldete.

„Kasch nint ha, mit dene Sackermentschreiber“, haderte er in Gedanken. „Do kummet sie mit ihre papierene Sprich: Man darf nicht alles auf die Spitze treiben. Dieser Fall ist längst erledigt und gehört nicht hierher. Wir wollen doch bei der Sache bleiben, Herr Dold.“ — Dabei ahnte der Bauer unwillkürlich den Finanzamtsvorsteher in Stimme und Gebärden nach.

„Ja, erledigt! Nichts ist erledigt, so lang man lebt. Und es gehört alles hieher: Der Weg und mein Acker und der Prozeß und die Steuereinnemerei. — Und zum Schluß wend sie ein denn noch Honig ums Mul schmieren: Herr Dold! Ja, Herr Dold! — „Mit usstau ka m'r die G'esse.“ —

Er stand und verschauerte und sah, daß er am „Krummen Stein“ war und also den schlimmsten Teil des Weges hinter sich hatte. Besänftiger klang hier die Stimme des Baches.

„Aber jetzt han i sie emol drankriegt, mit ihre Dienststunde“, sinnierte er weiter. „Am liebste wär m'r 's doch, er müßte sie ganz allein für mich ihalle. Des wurd en Mordspas.“

In schwarzen Umrisen kumpfte sich der Döbelhof mit seinem großen Gaubendach gegen den sternlosen Nachthimmel. Ein Hund schlug an und pfiß und winselte dem Ankommenden entgegen. Der Döbelbauer atmete befreit auf und warf alle finstern Gedanken hinter sich. Bei allem was er tat, hatte er immer das Gefühl, dieses gottelose Haus, diese schlichte, demütige und zugleich trostlos-wilde Heimat gegen die Welt zu verteidigen, und nie betrat er nämlich die Schwelle seines kleinen Verabohs ohne einen leisen Schauer von Ehrfurcht und Ergriffenheit.

„Die Welt“, sagte er zu sich, während er die Haustüre aufschloß, „ist die wahre Wildnis voll Kampf und Streit bei Tag und Nacht; und hier, wo die Leut von Wildnis reden, ist Stille und Friede und Gottesnähe zu jeder Stunde.“

Und hier bin ich habetm und sonst nirgends.“

(Fortsetzung folgt.)

## Wilhelm Zentner / Zwei Gedichte nach Busckin.

In ein Album.

Was mag dir auch mein Name viel bedeuten?  
Gleich Wellen, die zum Uferjaum getragen  
wird bald sein Klang beim Todesprall zerklagen,  
verweht im Wind wie einer Glocke Läuten.

Sieh, er verwehlt, noch eh' die Blätter gilben,  
darauf ihn einst die flücht'ge Hand geschrieben,  
und ins Metall der Gräberschrift geirleben  
bleibt nichts als morsche Trümmer wirrer Silben.

Was soll's auch mehr? Der Toten wird vergessen,  
sobald das Leben mit den muntern Wetzen  
den Portritt nimmt mit lustverschlungnen Reigen.  
Wer frägt im Glück nach solchen, die gewesen?

Doch splittert einst dein Freudentrag in Scherben,  
magst du noch einmal toten Klang beschwören  
und aus den Runen meines Namens hören:  
Es ist das Schwerste nicht, mein Kind, zu sterben!

Elegie.

Ich ward zu areis zu fernem Begehren:  
ins offne Grab warf ich es längst voraus.  
Nicht Leid noch Freude kann mich ferner sehren,  
es sog die Lehre keisernd in mein Haus.

Selbst meinem Ruhm ward dieser Raum zu eng,  
den letzte Tat einst um die Stirn mir schlang,  
er hohlt um neue Götzen mit der Menge  
und künzte sich bei fremder Nieder Klang.

Novemberschauer, die das Haus gerüttelt,  
versäumten mein, so lechter Beute satt,  
ich blieb verwaist und ungeschüttelt  
am letzten Baum das letzte welke Blatt.

Schriftleiter: Karl Joha. Druck und Verlag: C. F. Müller (Karlsruher Tagblatt).

14.

Fra

Zeit

alles un-  
es die eig-  
geworden,  
nochmals  
die ander-  
formende  
worden ist  
zu Deutsch-  
nationalität  
kann und  
Reich ein-  
wird. Je  
fontinenta-  
Europa i-  
nur ein  
phische G-  
Zweckwert  
Europas  
von der t-  
abhängt  
wart das  
daß die  
kunft war  
römischen  
in der G-  
wir auch  
hundert  
schon sein  
Hannes

Schor-  
ganisierung  
allerdings  
manche U-  
sichten m-  
des Leber-  
Ihr immer  
schichtliche  
hen Erfo-  
wieder an-  
sen im H-  
herrschaf-  
geschichtl-  
alter der  
Werke in  
preußisch-  
über, daß  
nicht and-  
schichte -  
zu schaffe-  
ten gele-  
einen ge-  
land und  
reich das  
berett w-  
verewigte  
dieses a-